

esse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse
sse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse
se - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse
e - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse
- interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse
nteresse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse
teresse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse
eres - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse - interesse

INTERESSE

2026/3

Soziale Information Nr. 3

Herausgegeben vom
Fachbereich Gesellschaft und Soziales
der Diözese Linz

Von Selbstwirksamkeit, Verantwortungs- und Handlungsräumen

Wer Veränderung gestalten will, braucht mehr als gute Ideen: Es braucht Menschen, die ihre Handlungsspielräume erkennen und nutzen. Der Artikel zeigt, wie Selbstwirksamkeit entsteht und warum Verantwortung und Gestaltungskraft untrennbar zusammengehören. Ermutigende Impulse für alle, die Kirche und Gesellschaft aktiv mitgestalten wollen.

Wir Menschen haben die Fähigkeit, die Zukunft zu antizipieren und Zukunftspläne zu schmieden. In der Zukunftsforschung sprechen wir daher von Zukunft im Plural. Es gibt mögliche und wahrscheinliche, erwünschte und unerwünschte Zukünfte. Zugleich haben wir Menschen zwei wunderbare Eigenschaften: den Wunsch nach Selbstwirksamkeit und die Fähigkeit zur Empathie. In komplexen Gesellschaften stoßen diese Fähigkeiten jedoch an Grenzen. Unsere persönlichen Entscheidungs- und Handlungsräume sind begrenzt. Je komplexer die Welt wird, je undurchschaubarer, was um uns herum geschieht, desto geringer werden unsere Handlungsmöglichkeiten, darauf einzuwirken.

Es geht um das Spannungsverhältnis zwischen den naturgemäß begrenzten eigenen Handlungsmöglichkeiten und den großen Herausforderungen der Transformation wie Klimaneutralität, Kreislaufwirtschaft, Wachstumsunabhängigkeit, Umgang mit Künstlicher Intelligenz, verstärkt auch wieder, Rückkehr zu einer regelbasierten Weltordnung und einer kooperativen Geopolitik.



Von der Ethik der Nähe und der Ethik der Ferne

Von der Evolution her sind wir nahbereichsgeprägt. Dinge, die vor Ort passieren, berühren uns mehr als Dinge, die weit weg von uns geschehen. Das ist normal und nicht an sich verwerflich. Doch hat sich in unseren Wohlstandsgesellschaften eine gewisse Gleichgültigkeit breit gemacht. Der gestiegene Spritpreis empört uns mehr als der Krieg, der diesen auslöst. Die Ge-

genwartsversessenheit führt dazu, dass wir die Zukunftsverantwortung vernachlässigen.

Zudem gibt es Hürden und Fallen, die der notwendigen Transformation entgegenstehen. Das Gefangenendilemma besagt, dass wünschbare Ergebnisse nur erzielbar sind, wenn es keine Trittbrettfahrer:innen gibt. Um die Klimakrise zu entschärfen, müssen alle mitun – hier bei uns und weltweit. Gewissensberuhigung und Greenwashing führen zu Scheinlösungen. Eine Karikatur bringt es auf den Punkt: Touristen auf einem Kreuzfahrtschiff beschwerten sich, dass ihnen das Getränk mit einem Plastikstrohhalm serviert wird, weil dies sei nicht nachhaltig. Dass die Kreuzschiffahrt selbst das Problem ist, wird nicht gesehen. Flughäfen rühmen sich ihrer CO₂-Einsparungen, weil die Passagiere nun mit E-Fahrzeugen zu den Flugzeugen gebracht und der Strom mit Photovoltaik erzeugt wird. Das Problem ist aber die rapide zunehmende Vielfliegerei. Und natürlich hat jede Transformation neben Gewinner:innen auch Verlierer:innen – so ist zu erwarten, dass sich die Fossilindustrie gegen die Energiewende stemmt und die Folgen der Klimaerwärmung

herunterspielt.

Zusammengefasst: Die Folgen unserer Wirtschafts- und Lebensweise übersteigen zunehmend unsere Wahrnehmungs- und Verantwortungskreise, die politische Steuerungskapazität nimmt ab, die geopolitischen Verwerfungen nehmen zu. Dies führt dazu, dass sich immer mehr Menschen trotz unseres materiellen Wohlstandes und der nach wie vor funktionierenden gesellschaftlichen Institutionen unwohl und ohnmächtig fühlen. Zu fragen ist, welche Bedeutung hier utopisches Denken hat und welche Rolle der (Erwachsenen)-Bildung dabei zukommen kann.

Systemisches Denken und die Rolle von Geschichten des Gelingens

Ein Wesensmerkmal der modernen technologischen Zivilisation liegt also im Umstand, dass wir die Folgen unseres Handelns nicht mehr überblicken bzw. diese ausblenden. Die Ökosystemforschung verweist zwar auf die planetaren Grenzen und die Konfliktforschung warnt vor den Eskalationsrisiken in spezifischen gesellschaftlichen Gemengelagen – aber in der öffentlichen Wahrnehmung spielen diese keine bzw. kaum eine Rolle. Sie werden damit auch nicht politikwirksam. So taumeln wir schlaftrunken in die nächsten Krisen.

Umweltkrisen ebenso wie gesellschaftliche Krisen sind schleichende Phänomene – die Herausforderung besteht darin, ihre Zuspitzung frühzeitig zu antizipieren und zu deeskalieren. Die Klimakrise könnte in diesem Sinne als „Meteoriteneinschlag in Zeitlupe“ bezeichnet werden. Bei Konflikten ist die entscheidende Frage, wann diese eskalieren – in anderen Worten geht es darum, zu erkennen, wann der „Vorkrieg“ beginnt, so die Schriftstellerin Christa Wolf.

Zukunftsforschung widmet sich faktenbasiert der Beschreibung möglicher bzw. wahrscheinlicher, normativ der Skizzierung gewünschter Zukunftsentwicklungen

basierend auf Erkenntnissen anderer Wissenschaftsdisziplinen, etwa der Ökosystem- oder Sozialforschung, der Psychologie oder Politikwissenschaften. Im Sinne Robert Jungks geht es auch um das Öffnen von Möglichkeitsräumen für soziale Innovationen, die wir neben technologischen Innovationen brauchen, um den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gerecht werden zu können. In den Analysen müssen wir realistisch sein, in Bezug auf Zukunftsgestaltung ist jedoch Zuversicht, Optimismus gefordert, der Blick auf das Mögliche. Es geht um das Ausloten alternativer Zukunftsentwürfe und um das Lernen voneinander, von Projekten, die andere bereits erfolgreich umgesetzt haben, oder auch um das Lernen von deren Scheitern. Projekte wie die „Karte von morgen“ oder der Online-Almanach „Futurzwei“ stellen solche Neuansätze vor. Mit dem Bildungswerk Salzburg betreuen wir einen „Atlas für nachhaltige Entwicklung“, in dem Neuansätze in unserem Bundesland beschrieben werden. Aufgabe der Medien wäre es, solche Geschichten des Gelingens viel stärker zu kommunizieren.

Wichtig ist der Übergang vom linearen zum systemischen, vernetzten Denken: weg von Ursache und Wirkung hin zu Folgen und Nebenfolgen, positiven und negativen Rückkopplungen, auf die der Club of Rome bereits in den 1970er-Jahren verwiesen hat und die ein zentrales Thema der Klimaforschung sind. Wichtig ist auch transdisziplinäres Arbeiten, das ich an den Scientists for Future schätze – hier werden natur- und sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zur Klimakrise zusammengeführt. Systemisches Denken nimmt auch Logiken wie das Wachstumsprinzip im Kapitalismus sowie Pfadabhängigkeiten in den Blick. Wer heute noch in fossile Energie investiert, verzögert die Übergänge, da sich Investitionen rechnen müssen. Ein Thema sind auch Sättigungsphänomene in hochproduktiven Ökonomien – der Philosoph Günter Anders hat bereits in

den 1950er-Jahren darauf hingewiesen, dass wir mehr herstellen, als sinnvoll verwenden können.

Aufgabe der Zukunftsforschung, der Sozialwissenschaften generell sowie insbesondere der Wissenschaftskommunikation – und damit auch der Erwachsenenbildung – ist es, unser Komplexitätsverständnis zu erhöhen. Es geht aber auch darum, wo immer möglich, Komplexität wieder zu verringern – Stichwort Resilienz. Der große Ökologe Ernst Ulrich von Weizsäcker hat früh „Erddpolitik“ gefordert, sein französischer Kollege Edgar Morin spricht von einem „planetaren Bewusstsein“. Begriffe wie „Weltethos“ oder „Schöpfungsverantwortung“ weisen in dieselbe Richtung. Andererseits verweist der Soziologe Zygmunt Baumann darauf, dass Verantwortung Nähe erfordert und nur Nähe Verantwortung ermöglichen. Es geht daher auch um eine neue Verortung. Eine schöne Definition von Heimat stammt übrigens von der Ethnologin Ina-Maria Greverus: Heimat bedeute „kennen, gekannt und anerkannt werden“. Handeln ist immer orstgebunden, neue Pionierprojekte brauchen Orte, an denen sie erdacht und erprobt werden können. Gesprochen wird von neuen „Wohnzimmern der Gesellschaft“ – so der Soziologe Harald Welzer –, in denen wir zusammenkommen, um über die Zukunft zu sprechen, die wir wollen. In den von Robert Jungk entwickelten Zukunftswerkstätten entwickeln Gruppen, ausgehend von gemeinsam identifizierten Herausforderungen, Zukunftslösungen.

Verantwortung übernehmen und Verantwortung anderer einfordern

Das führt zurück zum Thema der Selbstwirksamkeit und den Verantwortungsräumen. Es geht darum, möglichst viele Menschen dafür zu gewinnen, dass sie neben mehr Nachhaltigkeit im persönlichen Leben sich auch gemeinsam mit anderen für strukturelle Veränderungen einsetzen.

zen – im beruflichen Kontext, in der Kommune, in einer Interessensvertretung, NGO oder politischen Partei. Das erzeugt eine größere Hebelwirkung und führt schneller zu Transformationen, auch zu sozialen Kipppunkten. Dazu gehört auch, selbst Verantwortung zu übernehmen, aber auch die Verantwortung anderer einzufordern, jener, die größere Entscheidungsbefugnisse haben. Die Geschichte lehrt, dass Veränderungen vorwiegend im Zusammenspiel neuer Ideen und sozialer Bewegungen umgesetzt wurden. Im negativen Fall freilich durch das Hineinschlittern in Katastrophen, aus denen danach gelernt wurde – zumindest so lange, als das kollektive Gedächtnis die Katastrophen in Erinnerung hielt.

Wie können wir das Komplexitätsdilemma auflösen?

Die Natur existiert auch ohne uns weiter, es geht darum, unsere Lebensgrundlagen zu schützen. Zugleich gilt: Mit der Natur können wir nicht verhandeln, wir können sie nur gut oder schlecht behandeln. Wenn Ökosysteme kippen, wenn die Erderwärmung weiter voranschreitet, dann überlebt das der Planet, aber wir gefährden unser Überleben. Ökosysteme müssen in ihrer Komplexität und mit ihren Kipppunkten wahrgenommen werden, wie dies etwa im Forschungsprojekt der „Planetary Boundaries“ geschieht. Aufgabe der Politik ist es, den Menschen die Dringlichkeit des Handelns zu vermitteln, etwa, dass wir die Ergebnisse der Klimaforschung ernst nehmen müssen.

Wir brauchen also beides: Ein planetares Bewusstsein sowie eine erneute Re-Lokalisierung. Begriffe wie „Heimatland Erde“, „Weltethos“ oder „Schöpfungsverantwortung“ verweisen auf die gemeinsame Verantwortung für den Planeten. Ansätze wie die Regionalisierung des Wirtschaftens, die Förderung lokaler Unternehmen sowie die zunehmenden Initiativen von Bürger:innen machen deutlich, dass Handeln immer konkrete Orte erfordert. In der Transformationsfor-

schung gibt es den sogenannten Mehrebenen-Ansatz. Veränderung passiert nicht auf Knopfdruck ausgehend von einer Kommandozentrale, sondern durch das Ineinandergreifen vieler Maßnahmen in allen Gesellschaftsbereichen und auf allen politischen und wirtschaftlichen Ebenen. In meinem Buch „Wirtschaftswende“ beschreibe ich über hundert solche Neuansätze, die vorgedacht oder irgendwo bereits umgesetzt sind – sei es im Bereich Unternehmen, Steuern, Finanzmärkte, aber auch in den Bereichen Ernährung, Konsum, Mobilität oder Arbeit.

Ein bewusster Lebensstil ist wichtig – im Sinne von „Walk your talk“. Aber ebenso wichtig ist das Sich-Einbringen in die Veränderung der Strukturen für ein ökologisch und sozial verträgliches Leben für alle. Wir sprechen hier vom „Handabdruck“, den wir neben der Verringerung des ökologischen Fußabdrucks, hinterlassen sollen, indem wir uns politisch einbringen oder gemeinsam mit anderen etwas Neues aufbauen. In diesem Sinne brauchen wir viel mehr das Von- und Miteinander-Lernen. Wir müssen das Rad nicht immer neu erfinden, sondern können uns umhören, was woanders bereits gut funktioniert.

Zukunftskompetenzen für die Umsteuerung im 21. Jahrhundert

Wir müssen unser Verständnis für Komplexität erhöhen und zugleich die Komplexität wieder verringern, wo immer das möglich ist. Wir müssen (wieder) lernen, Grenzen zu akzeptieren. Die eigene Freiheit endet bekanntlich dort, wo die Freiheit anderer bedroht wird. Das sind Menschen in ärmeren Ländern, aber auch Menschen in Generationen nach uns. Wir müssen unser Wachstumsdenken hinterfragen, das in einer begrenzten Welt unmöglich, aber auch nicht nötig ist. Wer bereits genug hat, braucht nicht immer noch mehr. Wachstumsunabhängigkeit erfordert aber eine Begrenzung des Reichtums: Denn wenn Wachstum ein Ersatz für Verteilung ist, dann ist Ver-

teilung auch ein Ersatz für Wachstum. Gesprochen wird von „Überreichtum“ – so der Titel eines Buches des Reichtumsforschers Martin Schürz – sowie von „Limitarismus“, ein Begriff, den die Wirtschaftsethikerin Ingrid Robenys geprägt hat.

Wir müssen lernen, das Optimum vom Maximum zu unterscheiden. Aus der Zufriedenheitsforschung wissen wir, dass ein angemessenes Einkommen der Zufriedenheit zuträglich ist, aber beides steigt nicht proportional an. Andere Faktoren spielen eine ebenso wichtige Rolle. Der UN-Weltglücksreport nennt Dinge wie Gesundheit, Familie, Freunde, Vertrauen untereinander und in die Institutionen sowie die Demokratie. In meinem Buch „Von nichts zu viel – für alle genug“ stelle ich acht ineinandergreifende Wohlstandsdimensionen vor: Ernährungswohlstand, Güterwohlstand neu, Tätigkeitswohlstand, Zeitwohlstand, Beziehungswohlstand, Ortswohlstand sowie Bildungs- und Demokratiewohlstand.

Nicht zuletzt müssen wir Glaubenssätze bzw. Mythen wie „Ohne Wirtschaftswachstum geht es nicht“, „Wir werden schon technologische Lösungen finden“ oder „Reichtum ist selbstverdient“ überwinden und lernen, uns das andere vorstellen zu können. Wir brauchen ein neues „Erwartungsmanagement“ seitens der Politik. Was geht, was geht nicht mehr? Nicht einfach. Aber neue Erzählungen von einem guten Leben können helfen. Wir müssen schließlich gemeinsam darüber sprechen, worauf es im Leben wirklich ankommt. Ich nenne hierfür vier unterschiedliche „Währungen“: Neben Geld sind dies Zeit für all die Dinge, die einem wichtig sind; Sinn in allem, was wir tun und schließlich Gemeinsinn, also das Sich-Einbringen in die Gemeinschaft und die Mit-Gestaltung der Gesellschaft.

Mag. Hans Holzinger, Senior Adviser der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen Mitglied des Entwicklungspolitischen Beirats des Landes Salzburg Mitglied der Scientists for Future